

Vortrag vor der Gesetzlosen Gesellschaft

–

Determinismus und Ethik

Heinz (Heinrich) Jaeger (2. 2. 1905 – 27. 5. 1994)

2. 11. 1973

Verehrte Tafelrunde! Ich möchte zu Ihnen über *Determinismus und Ethik* sprechen. Auf der Suche nach einem allgemein interessierenden Thema für meinen Vortrag erinnerte ich mich einer viele Jahre zurückliegenden Begebenheit: Die inzwischen verstorbene Frau eines Freundes machte mich auf ein Wort Schopenhauers aufmerksam, dass sie nicht verstanden hatte (bedauerlicherweise ist mir die Fundstelle nicht bekannt). Dieses Wort, das ich als Motto, als sogenannten Aufhänger, meinen Ausführungen zu Grunde legen möchte, lautet:

Alles, was geschieht, geschieht mit Notwendigkeit; tue darum alles, was du kannst, und leide, was du leiden musst.

Wenn man dieses leider aus seinem Zusammenhang gerissene Motto aufmerksam liest oder hört, scheint in ihm ein innerer Widerspruch enthalten zu sein: Geschieht tatsächlich *alles* mit Notwendigkeit, so dürfte jedes Tun, jedes ungewollte Eingreifen in das Geschehen sinnlos, zumindest aber überflüssig sein. Aus der Tatsache der zwangsläufigen Abwicklung jeden Geschehens kann man doch nicht folgern, dass eine in Freiheit entschiedene und gewollte Tätigkeit möglich oder denkbar sei im Sinne des Satzes: Alles, was geschieht, geschieht mit Notwendigkeit; tue *darum* alles, was du kannst. Man kann hieraus auch nicht unmittelbar die Forderung ableiten, handelnd einzugreifen und seines Glückes Schmied oder anderen ein Helfer zu sein. Das Postulat einer persönlichen Aktivität und gar die ethische Forderung nach Unterstützung der Mitmenschen müsste also anders begründet werden. Ist das überhaupt möglich oder nötig?

Um hierauf eine Antwort zu geben, muss man vorweg auf den ersten Teil des Leitwortes eingehen und die Frage prüfen, die wohl eine der wenigen Kernfragen des Lebens ist: Gibt es eine menschliche Willens- und Handlungsfreiheit, oder ist der Ablauf allen Geschehens, auch soweit dieses im Bereich menschlichen Denkens und Wollens liegt, unabänderlich festgelegt? Diese Frage tritt schon an den jungen denkenden Menschen heran und insbesondere an den angehenden Juristen. Denn bei Beurteilung eines strafrechtlichen Falles ist stets vorweg zu prüfen: Ist der Täter für seine Tat verantwortlich, d. h. dürfen wir ihm die Tat nach § 51 StGB zurechnen und ihn verurteilen; und tun dies, weil wir ihm damit implizite einen freien Willen zuschieben, oder nur zur eigenen Sicherheit, um das Zusammenleben in der Gesellschaft durch vorübergehende oder ständige Ausscheidung ungeeigneter Elemente weiterhin zu ermöglichen? Man kann von einem Dummen nicht verlangen, dass er gescheiter ist, als er ist –, aber von einem Menschen mit gefährlichen Neigungen, dass er sie unterdrückt. Kann man das wirklich verlangen? Jedenfalls im Allgemeinen verlangt man es. In einem kürzlich in München geführten Strafprozess hingegen hat der Psychiater Dr. Achner als Sachverständiger geäußert: Ob der Angeklagte allerdings außer Stande gewesen sei, gemäß der Einsicht in das Unerlaubte seines Tuns zu handeln, oder ob diese Fähigkeit erheblich eingeschränkt gewesen sei, könne man nicht sagen; denn – so wörtlich –: »es gibt keine Methode, die die Feststellung erlaubt, ein Mensch hätte anders handeln können, als er gehandelt hat.«

Aber auch die Philosophen lässt die Frage nach der Willensfreiheit nicht los. Sie hat die größten Geister seit vielen Jahrhunderten beschäftigt und wird dies hoffentlich auch weiter tun.

Der Determinismus ist die Lehre von der absoluten Notwendigkeit. Ihr zufolge ist alles Geschehen in der äußeren Natur einschließlich der Lebensfunktionen der Organismen eingebettet in eine Kette oder besser: in ein Gewebe von Ursachen und Wirkungen, die ihrerseits wieder Ursachen sind, so dass jeder Vorgang von früheren bedingt und bestimmt ist, also auch vorausbestimmbar. Das Gesetz, nachdem wir angetreten, ist das ehernde Gesetz der Kausalität. Nichts geschieht ohne Ursache, ohne Notwendigkeit.

Die alten Naturreligionen und die Mythologien aller Völker lassen erkennen, dass bereits von Urzeiten her ein dumpfes Ahnen dieser Zusammenhänge in den Menschen und vielleicht auch in den Tieren lebt. Bewusst formuliert hat das Kausalitätsprinzip wohl erstmals Demokrit. Die Lehre von der absoluten Notwendigkeit allen Geschehens ist dann besonders von den Stoikern betont worden. Entscheidend ausgebaut wurde sie aber erst von Descartes und Spinoza, die ausdrücklich die Kausalität nicht nur auf die äußeren Naturvorgänge, sondern auch auf die scheinbar freien Willenshandlungen bezogen. So erklärte Spinoza (der Mitte des 17. Jahrhunderts in Amsterdam lebende Jude, der eine ihm testamentarisch von einem Freund und Verehrer auf 500 Gulden jährlich festgesetzte Rente aus Genügsamkeit selber auf 300 Gulden herabsetzte, den Lehrstuhl in Heidelberg ablehnte, um sich die Freiheit seines Philosophierens zu erhalten, und der im Sterben empfahl, auf seine posthum erschienene Einführung in die »Ethik« nicht seinen Namen zu setzen, da dies Trachten eines Philosophen unwürdig sei), Spinoza also erklärte im 32. und 33. Lehrsatz seiner Einführung in die »Ethik«, dass jedes Wollen nur dann existieren und wirken kann, wenn es von einer Ursache bestimmt wird. Seitdem ist der eigentliche Streit um die Willensfreiheit entbrannt.

Bemerkenswert ist, dass auch der Gläubige die Determiniertheit allen Geschehens anerkennt. Wir sehen das zum Beispiel bei Augustin wie auch bei Calvin und bekanntlich im Islam.¹ Der Heilige Augustin war es, der für die christliche Religion die Prädestinationslehre entscheidend entwickelt hat. Um gerettet zu werden, brauchen wir die Gnade Gottes, die als freie Gabe und nicht als Belohnung für Gläubigkeit oder Verdienste zu uns kommt. Wer zu den Erwählten gehören wird, weiß nur Gott selbst; denn er hat uns unser Los vor aller Zeit bestimmt. Wir brauchen auch nur an die Worte zu denken: »Es ist bestimmt in Gottes Rat« und »Gott ist es, der da wirket alles in allem«. Der evangelische Christ betet: »Dein Wille geschehe, wie im Himmel also auch auf Erden.« Luther denkt hierbei nicht an den Willen des Gläubigen; dieser ist nur Objekt des Kampfes zwischen Gott und Teufel. Es heißt in Luthers Erläuterungen zur dritten Bitte des Vaterunsers: »Dein Wille geschehe, nicht des Teufels und unserer Feinde Wille, noch alles des, so dein heiliges Wort verfolgen und dämpfen will oder dein Reich hindern, und gib uns, dass wir alles, was darüber zu leiden ist, mit Geduld tragen.« Vergessen wir nicht, dass Luther selbst einst ein Augustiner-Mönch war. Kein Wunder also, dass die Betonung der Gnade ein Essentielle der Reformation wurde.

Im eigentlichen philosophischen Feld stehen sich aber die Vertreter des Determinismus und Indeterminismus erbittert gegenüber. Kant hat versucht, die beiden Anschauungen zu vereinen, in dem er erklärt hat, der Mensch, so weit er Sinnen- und Naturwesen ist, sei determiniert, als Vernunftwesen aber frei. Kant gibt zwar zu, dass erfahrungsgemäß alles Geschehen notwendig ist; diese Welt der Erscheinungen sei aber nur eine mögliche Form, und zwar eine zufällige Form des Seins. Hinter jeder Manifestierung stehe das »Ding an sich«, das von einem erkennenden Subjekt unabhängige, wahre Sein. Daher sei jede erkennbare Notwendigkeit selber bedingt und hypothetisch. Somit könne man wenigstens für das Ding an sich, d. h. in der *Idee* eine Freiheit vom Zwang der Naturnotwendigkeit setzen und müsse dies tun, um in der Welt des moralischen Bewusstseins ein Sittengesetz aufstellen zu können, demzufolge allein apodiktisches, sittliches, gutes Wollen oberste Richtschnur ist.

Zur scheinbar erforderlichen Rettung einer Ethik bezieht Kant also die Naturnotwendigkeit nur auf die Erscheinungen, nicht aber auf die Dinge an sich. Da aber Kant selber sagt, man könne nichts Bestimmtes über die Dinge an sich aussagen, weil man unmittelbar von ihnen nichts wisse, so ist die Freiheit der Dinge an sich zwar eine für ihn fruchtbare Hypothese insofern, als er aus dieser Autonomie des Willens und aus der sittlichen Freiheit die Forderung nach einer moralischen Haltung, den kategorischen Imperativ

¹Vgl. Peter Gerlitz, Determinismus und freier Wille im Koran, Deutsches Pfarrerblatt 1973, Nr. 9, Seite 329ff.

des vernünftigen Wollens ableitet; sie bleibt aber dessen ungeachtet eine Hypothese, die durch nichts zu beweisen ist. Kant sieht, dass wir ein freies Handeln nicht beweisen können, meint aber, wir müssten von unserer Freiheit überzeugt sein, damit wir so handeln können, als ob wir es wären. Durch das Ding an sich gewinnen wir also für unsere Frage keine Erkenntnis. Es liegt bei Kant eine angeblich notwendige Unterstellung vor, jedoch keine begründbare oder gar bewiesene Behauptung. Aber letzten Endes kommt es doch auch bei der Frage der Willensfreiheit nicht auf abstrakte Konstruktionen und Spekulationen an in einem Raum, der nicht nur luftleer sondern frei von allem Konkreten ist. Unsere Willensäußerungen, unsere Handlungen haben es nicht mit den Dingen an sich zu tun, sondern spielen sich nun einmal in der für uns allein maßgebenden Welt der Erscheinungen ab; und für letztere bejaht auch Kant das Kausalitätsprinzip.

Soweit die Lehre der absoluten Notwendigkeit von anderen ohne weiteres abgelehnt wird, entspricht dies auch dem Wunsch, den Menschen als Mittelpunkt und Herrn der Welt zu sehen, – eine Anmaßung, die lebhaft an die mittelalterliche Vorstellung von der Erde als Mittelpunkt des Weltsystems erinnert und an den heftigen Widerspruch, den Kopernikus mit seinen neuen Naturgesetzen gefunden hat. Es ist – nicht moralisch, sondern geistig – so bequem, Zufall oder einen freien Willen zu vermuten, wenn man keine Ursachen sieht. Aus der Unmöglichkeit, die Kausalität im Einzelfall oder in gewissen Bezirken nicht gleich oder noch nicht zu erfassen, folgt keineswegs die Nichtgeltung des allgemeinen Kausalitätsprinzips. Es liegt im Wesen von Kausalität und Determination, dass die Ursache in unmittelbarem, wenn auch oft nicht gleich wahrnehmbarem Geschehenszusammenhang mit der Wirkung steht. Auch die Quantentheorie und Heisenbergs Satz von der Unschärferelation, die für das atomare Geschehen zwar noch eine Kausalität bejahen, aber keine Determiniertheit, also insoweit eine Vorausbestimmbarkeit für nicht möglich halten, sondern glauben, nur noch eine statistische Aussage über das wahrscheinliche Verhalten der elementaren Teilchen im Atom machen zu können, scheinen mir nur für den Augenblick nützliche Arbeitshypothesen zu sein, eben bis zu dem Zeitpunkt, an dem wir in der Lage sind, auch die [Determiniertheit] in den atomaren Vorgängen zu erkennen. Schon Spinoza sagte: »Zufällig aber wird ein Ding aus keinem anderen Grund genannt, als wegen mangelhafter Erkenntnis.« Aus der Tatsache, dass die Zusammenhänge oft nicht klar vor uns ausgebreitet liegen, ergibt sich das Gefühl der Freiheit unseres Wollens und Handelns. Dieses Gefühl kann uns aber täuschen. Und so dichtet Goethe in seinen *Urworten. Orphisch*:

Dem harten Muß bequemt sich Will und Grille.
So sind wir scheinfrei denn, nach manchen Jahren
Nur enger dran, als wir am Anfang waren.

Der Wille als der zielstrebige, bewusste Trieb zum Erreichen eines bestimmten Erfolges basiert auf den Erfahrungen, die die Menschheit und der einzelne Mensch gemacht haben. Diese Erfahrungen, die als Erinnerungsbilder in uns verankert sind, erleichtern und lenken den Willen. Der äußere Eindruck, den wir empfangen, löst in der Regel nicht automatisch eine Reaktion in uns aus, sondern weckt erst einmal unsere Erinnerungsbilder. Diese unsere Vorstellungen werden mitbestimmend.

Hierauf beruht ja gerade jede Erziehung und Gesetzgebung. Beide haben nur dann einen Sinn, wenn der Wille durch sie beeinflusst werden kann. Bei der Erziehung des Kindes pflanzen wir Erinnerungsbilder in seine Seele, die als Motiv die Handlungen des Kindes bestimmen sollen. Von den Handlungen fördern wir die gewünschten und lassen sie nach Möglichkeit wiederholen. Erziehung und Gesetzgebung führen also moralische und rechtliche Forderungen und Grundsätze als neue Kausalitätsmomente gegenüber dem ersten Charakter ein. Je höher der Menschen entwickelt ist, desto weniger wird der Wille durch äußere Einflüsse und desto mehr durch die Ideen und Vorstellungen bestimmt, – aber immer noch *bestimmt*. Heinrich Schmidt, ein Philosoph unseres Jahrhunderts, sagt: »Wir glauben, frei zu sein, weil wir mit unserem Bewusstsein mitten im Getriebe der Ideenassoziationen stehen, weil wir das Resultat derselben, das Resultat des Spiels der Motive nicht bestimmt voraussehen, aber doch ahnen, und weil die Entscheidung schließlich wiederum von einem Teil unseres Ich, der überwiegenden Erinnerungsvorstellung, gegeben wird.« – Wir geben uns der Hoffnung hin, andere Menschen, besonders Heranwachsende, beeinflussen zu können. Wie weit wir persönlich aber dazu fähig und willens sind, das unterliegt seinerseits wieder der unendlichen Kette der Ursachen, ist abhängig von den bestimmenden Erinnerungsbildern. Aber gerade weil diese uns

oft nicht bewusst werden, scheint uns unser Handeln nicht notwendig aus diesen latenten Vorstellungen hervorgegangen und durch sie bestimmt, sondern erscheint uns frei zu sein.

Es fällt mir schwer anzunehmen, alles sei ursächlich verknüpft, nur der hochentwickelte Mensch könne sich dank seiner Erkenntnis der Naturgesetze zum Herrn über diese machen und frei mit ihnen schalten und walten. Allerdings meint Heinrich Schmidt im Widerspruch zu seiner sonst ausgeprägten deterministischen Haltung und in Anlehnung an Spinoza, der Mensch könne zwar die Naturgesetze nicht ändern, er könne aber die Bedingungen »wählen«, unter denen die Gesetze wirken, und insofern das Naturgeschehen »beherrschen« und »richten«. Wie kommt aber auf einmal diese Möglichkeit der freien Wahl zu Stande? Wo beginnt die Willensfreiheit? Wann hat sie angefangen? Wie und wann ist zum ersten Mal das Urgesetz der Kausalität durchbrochen worden? Beim ersten aufrecht gehenden Menschenaffen oder erst bei den Griechen? Ist jedes Kind oder sind nur einzelne gereifte Menschen in der Lage, den Kausalzusammenhang zu unterbrechen? Ferner: Wie soll diese Loslösung aus dem Gewebe der Notwendigkeit vor sich gegangen sein? Ist sie eine plötzliche Begnadung oder ein allmähliches Sich-Herausstellen? – Fragen über Fragen, die bisher nur unzulänglich behandelt worden sind, die aber meines Erachtens auch gar nicht beantwortet werden können. Und dennoch glauben, wie gesagt, viele, es ihrer Würde und ihrem Geiste schuldig zu sein, diesem Autonomie, sprich: Selbstherrlichkeit, zuzusprechen. Dank der Kenntnis der Naturgesetze und ihrer Beherrschung kann der Mensch zwar die Bedingungen herstellen, unter denen sich das Geschehen einem bestimmten Naturgesetz gemäß abwickeln soll. Kann er aber diese Bedingungen, diese Voraussetzungen, willkürlich schaffen, kann er sie frei wählen? Oder ist nicht viel mehr auch seine Wahl abhängig und bedingt? Der Mensch kann die Naturgesetze durchschauen und sie experimentell beherrschen, kann sie aber nicht beeinflussen oder in dem Sinne gestalten, dass der Schöpfer rasch eine neue Kausalitätenkette schafft. Denn auf einen neuen Schöpfungsakt dürfte dieser Vorgang doch hinauslaufen.

Geht man von der Richtigkeit der Determinationslehre aus, so steht man in Einklang mit dem ersten Satz unseres Schopenhauer-Mottos: »Alles was geschieht, geschieht mit Notwendigkeit«. Wie steht es aber nun mit der Aufforderung: »Tue darum alles, was du tun kannst«, also mit der Aufforderung zur persönlichen Aktivität? Man könnte mit Recht fragen: »Wenn doch alles schon vorher bestimmt ist, wenn doch alles so kommt, wie es eben kommen muss, und ich keinen willkürlichen Einfluss auf die Entwicklung der Dinge habe, mein Wille also nicht küren kann, ist nicht das Beste, ich lege die Hände in den Schoß und sehe, was das Schicksal mit mir vor hat?« Zu diesem Ergebnis kommt der Fatalist, der glaubt, dass ein blindes Schicksal oder Gott alles so gewollt hat. Dieser Fatalismus kann bloßer Lässigkeit entspringen, er kann aber auch schmerzliche Resignation sein. Der religiöse Fatalist »glaubt«, es walte ein Schicksal; der dem Determinismus anhängende Philosoph glaubt es zu wissen. Der Wille des Menschen ist zwar ein Teil des Weltgeschehens und gelangt umso mehr zur Wirkung, je mehr er Einsicht in die Bedingungen des Geschehens gewonnen hat. Ist aber auch der Wille determiniert, dann muss das philosophische Denken in konsequenter und ehrlicher Verfolgung seiner Wege letzten Endes auch zu einer fatalistischen Auffassung des Weltgeschehens einschließlich des menschlichen Tuns gelangen. Ich habe den Eindruck, als wenn die meisten Anhänger des Determinismus nicht diesen Mut aufbringen und kurz vor dem Ende des Weges stehenbleiben oder abbiegen. – Kann man aber nun bei einer solchen fatalistischen Grundhaltung überhaupt noch moralische Forderungen aufstellen? Das hat der Heilige Augustin in seiner »Ethik« versucht in dem Bestreben, göttliche Vorherbestimmung und menschliche Tugend in Einklang zu bringen. – Wie kann der Philosoph als Theoretiker und der Mensch im praktischen Leben Fatalismus und Ethik miteinander vereinbaren? Das ist tatsächlich nicht leicht.

Spinoza hat sich um eine Lösung bemüht, die, wie bereits ausgeführt, Heinrich Schmidt wieder aufgegriffen hat, die mir aber nicht geglückt zu sein scheint, da Spinoza, im Widerspruch zu seiner grundsätzlichen Verpflichtung des Determinismus, dem Verstand, der bei ihm fast identisch mit dem Willen ist, die Möglichkeit einräumt, zum Beispiel die Leidenschaften zu beeinflussen. Er meint, wer die Leidenschaft als solche in ihrem Wesen erkannt habe, könne sie auch einschränken und mäßigen. Wer sich also nur durch den Verstand leiten lasse, sei frei. – Schon das tägliche Leben zeigt uns aber, dass die Erkenntnis zwar der erste, aber leider auch oft genug der letzte Schritt zur Besserung ist. Ich glaube, dass [für] den Menschen die Stärke seiner Vernunft, die Stärke seines Willens wie auch die Stärke seiner Leidenschaften, der guten wie

schlechten, eben selber wieder bedingt sind, eingebettet in das Gewebe der Kausalitäten. Auch der Drang nach Erkenntnis ist schließlich nur eine Leidenschaft, wohl eine der stärksten und der besten, – aber sie ist eben vom Schicksal nicht jedem gegeben.

Aus diesem Grunde der Bedingtheit des Willens kann man ihm auch nicht unbedingt einen Einfluss auf die Leidenschaften einräumen und erklären, er habe die Möglichkeit, ausschließlich der eigenen Erkenntnis des Rechten und Guten zu folgen.

Wenn Spinoza sagt, der Wille habe die Möglichkeit, auf die Leidenschaften einzuwirken, so gibt er ihm damit doch wieder die Macht, so zu handeln, wie er es nach Anhörung des Verstandes für richtig hält oder, anderes ausgedrückt, frei zu wählen, wie er möchte. Dabei taucht aber wieder die ungelöste Frage auf, was den Verstand und Willen nun bewegt, gerade so und nicht anders zu handeln. Wenn ich etwas tue und mir dabei bewusst bin, ich könnte es ebenso gut nicht tun, so ist damit nicht beantwortet, warum ich mich nun zu einem Tun und gerade zu dieser Handlung entschlossen habe; doch nur, weil ich den Willen zum Handeln gemäß meinem Urteil habe. Einem vom Willen unabhängigen Verstandesurteil könnte es gleichgültig sein, welche von zwei Möglichkeiten der Handlungen ich ausführe; und der Wille, wäre er frei, losgelöst aus seinem Untergrund, hätte keinen Anstoß, sich für die eine oder andere Seite zu entscheiden. Sein unglückliche Träger Stände wie Buridans Esel zwischen den beiden Heubündeln. Warum kommt aber der Wille zu einer Entscheidung, und zwar zu diesem und nicht einem anderen Entschluss? Doch wohl deswegen, weil er motiviert, also gebunden ist, weil er kausal bedingt und determiniert ist wie jegliche Erscheinungen in der Welt.

Während Spinoza mehr die Frage prüft, wie man aus sich selber einen anständigen Menschen macht, befasst sich Schopenhauer – der Kerl, der an dieser ganzen Untersuchung Schuld ist – mehr mit der Einwirkung auf Andere. Auch er stellt etliche Forderungen auf und gibt seiner Ethik einen Unterbau. Zwar fasst er die ganze Welt als Erscheinung und Äußerung einer unvernünftigen und blinden Kraft auf. Dass er sie gleichwohl vom ethischen Standpunkt aus betrachtet, gibt ihm seine geschichtliche Stellung. Nach Schopenhauer vermögen wir über die Welt der Erscheinungen nicht hinauszugreifen. Wir suchen die Gesetze, welche die Auslösung der Kräfte beherrschen, zu dem eigentlichen Wesen dieser Kräfte können wir aber nicht vordringen. Nur eines können wir von innen und außen zugleich erfassen: uns selbst. Er blickt in uns als Körper im Raum, und zugleich begreifen wir uns als wollende Wesen. Die Handlungen des Körpers sind bedingt durch den Willen, sind identisch mit Willenshandlungen. In Analogie können und müssen wir von uns auf alle anderen Dinge schließen. Hinter der Welt der Vorstellungen erhebt sich so die Welt des Willens, die Welt als Wille. Die ganze Welt der Erscheinungen ist nur die Objektivation des gewaltigen Willens, der gleichbedeutend ist mit der Naturkraft, dem Trieb, dem Drang zum Leben. *Er* ist, nach Schopenhauer, das Ding an sich, das der Kantischen Philosophie verschlossen geblieben ist. Da aber nach Schopenhauer dieser Wille an sich unvernünftig und wegen seiner Ewigkeit stets unbefriedigend ist, kann hieraus für ein moralisches Denksystem keine Folgerung gezogen werden. Die Grundlage eines solchen Systems sieht Schopenhauer in dem Mitleid, in dem der Einzelne die Schranken der Individualität durchbricht und der letzten Identität aller Wesen inne wird. Somit wäre also Schopenhauers Wort, von dem wir ausgegangen sind, so zu lesen: »Darum tue dennoch alles, was du kannst.«²

Damit ist aber letzten Endes noch nicht alles erfasst. Denn da nach Schopenhauer auch der menschliche Wille in der Welt dem Gesetz der Kausalität unterliegt, kann eine Ethik mit dieser Begründung nur eine beschreibende Vorstellung geben, aber keine Imperative aufstellen. Man muss wohl weitergehen und fragen: Wieso ist der Mensch auf einmal mitleidig, wie kommt er dazu, Mitleid für andere zu fordern?

Schon bevor ich mich mit den Ausführungen Schopenhauers über den Willen näher beschäftigte, hatte ich versucht, dahinter zu kommen, wie man bei grundsätzlich fatalistischer Einstellung eine Ethik aufrecht erhalten und sie fundieren kann. Ich bin der Meinung, dass dieser von Schopenhauer erkannte Lebenswille nicht unvernünftig im Sinne von widersinnig oder böse und blindwütig ist. Er ist aber auch nicht gut im

²Vgl. Paul u. Euling, Deutsches Wörterbuch, 4. Auflage, S. 103, Stichwort »darum«: »Es drückt nicht nur den Beweggrund aus, sondern es kann auch in Verbindung mit doch verwendet werden, um anzugeben, dass etwas kein Abhaltungsgrund ist; *darum gehe ich doch hin.*«

Sinne von Rousseaus »Der Mensch ist gut«; er ist vielmehr ohne jeden Wertakzent, ist amoralisch und war ursprünglich ohne Vernunft, also insoweit »unvernünftig«. Mehr können wir über ihn nicht aussagen. Er manifestiert sich im Guten und dem Bösen je nachdem, unter welchen Bedingungen er in Erscheinung tritt. Dass der Lebenswille auch auf andere Mitmenschen und Wesen erhaltend und fördernd übergreift, dürfte aber wohl nicht unmittelbar auf Mitleid zurückzuführen sein. Wenn die Menschen, auch diejenigen, die strenge Deterministen sind, nicht die Hände in den Schoß legen, sondern handeln, das Gute fördern und das Schlechte unterdrücken und versuchen, in dessen Rädergetriebe einzugreifen, so muss in ihnen etwas stecken, was sie zu einem moralischen Fordern und Handeln antreibt. Dieser Drang ist im sogenannten »guten« Menschen tief verwurzelt, ist ein Teil seines Erbes. Letzten Endes steckt dahinter wohl der schon bei der Betrachtung über den Ursprung des Willens kurz erwähnte allgemeine Bewegungs- und Tätigkeitstrieb, der seiner selbst bewusst geworden ist. Seine wesentlichste Erscheinungsform ist der Selbsterhaltungstrieb, entwickelt in dem Kampf alles Lebendigen in und mit der Natur. Dieser Bewegungsdrang ist die elementarste Lebensäußerung. Die Aktivität greift von der reinen körperlichen Bewegung und dem Spiel auf die bewusste Gestaltung und auf die Beschäftigung mit geistigen Dingen über. Der Selbsterhaltungstrieb macht sich dann die neu errungenen Fähigkeiten und Erkenntnisse zu Nutze, um den Lebenskampf mit den erworbenen feineren und daher besseren Mitteln durchzuführen. Wenn wir trotz diesem Lebenskampf moralische Forderungen erheben und manchmal auch moralisch handeln – dies zuweilen zu unserem eigenen Erstaunen –, so liegt darin kein Widerspruch. Denn die ursprünglich wohl egoistische Liebe zur Nachkommenschaft und das Bedürfnis, sie zu schützen, beides im Laufe der Entwicklung ausgedehnt auf Sippschaft, Volk und Menschheit, ist uns ebenfalls mitgegeben. Der Lebenswille ist nicht nur auf das eigene, sondern auch auf fremdes Wohl gerichtet, nachdem er ein und denselben Ursprung alles Lebendigen erkannt hat. Stets war die Erhaltung der Art ebenso wichtig wie die Selbsterhaltung; der Schutz und das Wohl der Gemeinschaft ging und geht oft genug bis zur Selbstaufopferung. Selbsterhaltung und Arterhaltung, Egoismus und Altruismus sind im übrigen – richtig verstanden und gehandhabt – auch nach der Lehre der Stoiker keine Gegensätze; denn die Natur hat jedes Wesen so geschaffen, dass es seine Qualitäten nur entfalten kann, wenn es zugleich dem allgemeinen Wohl dient, indem es zum allgemeinen Nutzen beiträgt.

Der Wunsch, das eigene Schicksal und das seiner Mitmenschen kraftvoll zu gestalten, hat sich aus dem Lebenswillen, der allgemeinen Aktivität alles Lebenden entwickelt. Wir wissen, dass dort, wo eine günstige Ernährungslage die Menschen nicht in die harten Notwendigkeiten des Existenzkampfes zwingt, der Wunsch, das Schicksal zu beeinflussen, nicht oder zumindest nicht zu stark entwickelt ist wie bei uns. Der Drang zur Expansion, zu Kampf und Tätigkeit, aber auch zur Forschung und geistigen Durchdringung ist am stärksten bei den Völkern der gemäßigten Zone ausgeprägt. Die Aufforderung, allen Gewalten zum Trotz sich zu erhalten, ist in dieser ausgeprägten Form vielleicht nur den in dem rauen Klima aufgewachsenen Völkern verständlich, weil ihnen gemäß und notwendig. Die Menschen der warmen und heißen Zone, die nicht ihre Nahrung der Erde in harter Arbeit abringen mussten, fühlten sich leichter in die Zwangsläufigkeit allen Geschehens und ergreifen Maßnahmen nur, soweit sie zur Aufrechterhaltung des Gemeinschaftslebens unbedingt notwendig erscheinen. Der Buddhismus etwa will nur die Erlösung von Leiden bringen. Die Aufhebung des Leidens im Leben geschieht nach ihm nicht durch zielstrebiges Handeln, sondern in der Befreiung vom Durst nach Dasein und Leben sowie durch rechtes Gedenken und rechtes Sichversenken. Selige Ruhe ist das Endziel. Auch Laotsees Taoismus ist mehr ein ruhiges Wandeln auf vorgeschriebenen Wegen als ein intensives Eingreifenwollen. Ein vor unserer Zeitrechnung lebender Chinese schließt seine Lebensbeschreibung Laotsees mit den Worten: »Nach Laotse wird ein Volk durch Nichttun bekehrt und durch Reinheit und Ruhe von selbst zum Guten gebracht.«

Aber der in den Menschen der abendländischen Kultur steckende Bewegungs- und Gestaltungstrieb drängt nach Betätigung. Mag der Verstand auch fatalistisch eingestellt sein, Lebensgefühl und Lebenswille halten ihm ein trotziges »Dennoch« entgegen. Der seiner selbst bewusste und »verständige« Wille wird jedoch nie Unmögliches fordern, sondern versuchen, sich harmonisch dem All einzugliedern. So haben es uns die Stoiker Epiktet und Seneca, so Spinoza und Goethe gelehrt und vorgelebt. Der Wunsch, selber gestaltend einzugreifen und mitzuwirken, ist die uns mitgegebene und entwickelte Aktivität und Vitalität, ist der Lebenstrieb in geläuterter Form, geläutert in der uns gewordenen Erkenntnis der Naturgesetze und daher im

Einklang mit der Natur und ihren Gesetzen. Wir erkennen mit offenen Augen die »Grenzen der Menschheit« und beugen uns in Ehrfurcht vor der Größe der Einmaligkeit dieses Wunders »Leben«.

Wissen wir, dass uns die Bahnen vorgeschrieben sind, wäre es sinnlos zu wünschen, was gegen diese Gesetze verstößt, was nicht in Einklang mit der Natur und den Gegebenheiten zu bringen ist. Darum *tue* nur all das, was du auch glaubst tun und durchführen zu können, oder, wie es Epiktet ausgedrückt hat: »Wenn du aber etwas Mögliches erstrebst, so kannst du es auch erreichen, übe also, was du kannst.«. Die schönste und wohl beste Formulierung für die in Schopenhauers Motto ausgesprochenen Gedanken hat Spinoza gefunden, der sie etwa 200 Jahre vorher in die Form kleidete: »Wer richtig erkannt hat, dass alles aus der Notwendigkeit der göttlichen Natur folgt und nach den ewigen Gesetzen und Regeln der Natur geschieht, der wird nichts finden, was Haß, Spott oder Verachtung verdient, noch wird er jemand bemitleiden, sondern er wird streben, soweit sein Können reicht, gut zu handeln und fröhlich zu sein.«

Ich hoffe, der Tafelrunde aufgezeigt zu haben: Es ist denkbar und möglich, dass Menschenwürde Raum findet auch in einem Denksystem, das die Willensfreiheit verneint.

"Der Tagesspiegel" vom 5. Juni 1994

Allen Freunden, seinen Kollegen und Mitarbeitern an den Berliner Verwaltungsgerichten und in der FDP haben wir in Trauer den Tod von

Heinrich Jaeger

anzuzeigen. Er entschlief in Frieden am Morgen des 27. Mai 1994 im Alter von 89 Jahren.

Carola Jaeger
Klaus Jaeger

Die Beisetzung findet im engsten Familienkreis statt.

Vermerk: Die Tochter von Herrn Jaeger, Frau Carola Jaeger, hat meine Frau am 3.6.94 vom Ableben ihres Vaters unterrichtet. Die Beisetzung findet im engsten Familienkreise statt. Anzeigen werden nicht verschickt.

(Notiz von Herrn Bergmann angefertigt)